

JEFFERY
DEAVER

DER
TOD
BRINGER

EIN LINCOLN-RHYME-
THRILLER

blanvalet

Buch

Der Tatort, mit dem Amelia Sachs sich konfrontiert sieht, ist einer der schrecklichsten ihrer Karriere: In einem Juweliergeschäft wurden einem branchenberühmten Diamantenhändler sowie einem jungen Paar die Kehlen durchgeschnitten. Noch im Todeskampf hielten die Verliebten sich an den Händen. Der Killer macht offenbar Jagd auf Paare und lauert ihnen in ihren glücklichsten Momenten auf. Und er scheint fest entschlossen, auch alle Zeugen aus dem Weg zu räumen, die den Ermittlern Lincoln Rhyme und Amelia Sachs – selbst frisch verheiratet – helfen könnten, das Morden zu stoppen.

Autor

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat der von seinen Fans und den Kritikern gleichermaßen geliebte Jeffery Deaver sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher, die in 25 Sprachen übersetzt werden und in 150 Ländern erscheinen, haben ihm zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingebracht.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Jeffery Deaver

Der Todbringer

Thriller

Ins Deutsche übertragen
von Thomas Haufschild

blanvake

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»The Cutting Edge« bei Grand Central Publishing, New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © der Originalausgabe 2018 by
Gunner Publications, LLC

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019
by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

Covergestaltung: www.buerosued.de

Covermotiv: plainpicture/Hanka Steidle

AF · Herstellung: sam

Satz und E-Book-Konvertierung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-641-25075-1

V003

www.blanvalet.de

*Für die Texas-Truppe:
Dan, Ellen, Wyatt, Bridget, Ingrid, Eric und meine Lieblingscowgirls
Brynn, Sabrina und Shea.*

Ich habe den Engel im Marmor gesehen und so lange gemeißelt, bis
ich ihn befreit hatte.

Michelangelo

I

DAS KONZIPIEREN

Samstag, 13. März

1

»Ist es hier sicher?«

Er überlegte kurz. »Sicher? Wieso sollte es das nicht sein?«

»Ich mein ja nur. Hier ist nicht gerade viel los.« Die Frau sah sich in der düsteren, heruntergekommenen Eingangshalle um, deren uralter Linoleumboden so abgenutzt war, als hätte man ihn mit einer Schleifmaschine behandelt. Außer ihnen war niemand hier. Sie standen vor dem Aufzug des Gebäudes, mitten im Diamantenviertel von Midtown Manhattan. Da heute Samstag war – Sabbat, der jüdische Ruhetag –, hatten viele Geschäfte und Firmen geschlossen. Der Märzwind heulte und stöhnte.

»Wir kommen schon klar«, sagte William, ihr Verlobter. »Hier spukt es nur unter der Woche.«

Sie lächelte, aber nur für einen Moment.

Menschenleer, ja, dachte William. Und trübselig. Wie die meisten Bürogebäude in Midtown aus den ... Dreißigern? Vierzigern? Aber bestimmt war es hier nicht unsicher.

Wenngleich technisch veraltet. Wo blieb denn bloß der Aufzug? Verdammt.

»Keine Sorge«, sagte William. »Wir sind hier nicht in der South Bronx.«

»Du warst noch nie in der South Bronx«, merkte Anna gutmütig an.

»Doch, ich hab mir mal ein Spiel der Yankees angesehen.« Und früher hatte sein Weg zur Arbeit ihn täglich *durch* die South Bronx geführt, sogar einige Jahre lang. Aber davon wusste Anna nichts.

Hinter den dicken Metalltüren hörte man Zahnräder und Kabelwinden rotieren. Unter lautem Knarren und Quietschen.

Der Aufzug. Tja, *der* war vielleicht tatsächlich nicht sicher. Aber die Chance, dass Anna zwei Etagen die Treppe hinaufsteigen würde, ging gegen null. Seine Verlobte, durchtrainiert, blond und selbstbewusst, hielt sich gut in Form, besuchte regelmäßig ein Sportstudio und war auf charmante Weise von ihrem feuerroten Fitnessarmband besessen. Es lag also nicht an der körperlichen Anstrengung, dass sie ihm mit ihrem herrlich sarkastischen Blick eine Absage erteilte. Nein, der Grund war, wie sie es einst ausgedrückt hatte, dass man als Frau das Treppenhaus eines solchen Gebäudes prinzipiell meiden sollte.

Auch wenn der Anlass ein freudiger war.

Annas praktische Veranlagung meldete sich zu Wort – mal wieder. »Und du findest die Idee wirklich gut, Billy?«

Er war darauf vorbereitet. »Aber natürlich.«

»Es ist so viel Geld!«

Ja, wohl wahr. Doch William hatte seine Hausaufgaben gemacht und wusste, dass er für die sechzehntausend Dollar auch eine entsprechende Qualität erhalten würde. Der Stein, den Mr. Patel in die Weißgoldfassung für Annas hübschen Finger einsetzte, hatte anderthalb Karat, einen Prinzessschliff und den Farbton F, dessen feines Weiß sehr nahe am absolut farblosen Idealwert D lag. Die Reinheit war mit IF bewertet – internally flawless –, was fast perfekter Lupenreinheit entsprach, abgesehen von einigen winzigen Makeln (Mr. Patel hatte erklärt, dass man sie »Einschlüsse« nannte), die nur ein Experte unter starker Vergrößerung überhaupt wahrnehmen würde. Der Diamant war nicht perfekt und nicht riesig, aber dennoch ein herrliches Stück Kohlenstoff, das einem unter Mr. Patels Juwelierlupe schier den Atem raubte.

Und, was am wichtigsten war, Anna liebte den Ring.

William hätte beinahe gesagt: Man heiratet schließlich nur einmal. Doch er biss sich, Gott sei Dank, gerade noch rechtzeitig auf die Zunge. Denn es traf zwar auf Anna zu, aber nicht auf ihn. Sie störte sich nicht an seiner Vergangenheit oder ließ es sich jedenfalls nicht *anmerken*, aber am besten brachte er das Thema gar nicht erst zur Sprache (was auch der Grund dafür war, dass sie nichts von seinen fünf Jahren als Berufspendler aus Westchester wusste).

Wo zum Teufel blieb dieser Aufzug?

William Sloane drückte erneut den Knopf, obwohl der schon leuchtete. Sie mussten beide darüber lachen.

Hinter ihnen öffnete sich die Tür zur Straße, und ein Mann trat ein. Im ersten Moment war er nur ein Umriss vor dem hellen Hintergrund der dreckigen Türscheibe, und William verspürte einen Anflug von Beklemmung.

Ist es hier sicher ...?

Womöglich hatte er etwas zu voreilig geantwortet. Wenn sie in zehn Minuten dieses Gebäude verließen, würde der Gegenwert einer Immobilienanzahlung an Annas Finger stecken. Er sah sich um und stellte beunruhigt fest, dass es hier keine Überwachungskameras gab.

Doch der Mann kam näher, lächelte freundlich und nickte ihnen zu, um sich dann wieder seinem Smartphone zu widmen. Er war blass, trug eine dunkle Jacke und eine Strickmütze und hielt neben dem Telefon ein Paar Wollhandschuhe in der Hand – alles passend zu diesem außergewöhnlich frostigen Märztag. Und er hatte einen Aktenkoffer dabei. Offenbar arbeitete er in diesem Gebäude ... oder wollte vielleicht einen Ring für *seine* Verlobte bei Patel abholen. Von ihm drohte keine Gefahr. Und selbst wenn – William war ebenfalls ein fleißiger Sportstudiobesucher und Fitnessarmbandträger, daher bestens in Form und notfalls fähig, mit einem Kerl dieser Statur fertigzuwerden. Eine Vorstellung, die sich wohl jeder Mann hin und wieder ausmalte.

Endlich kam der Aufzug, und die Türen glitten quietschend auseinander. Der Mann ließ dem Paar mit einer Geste den Vortritt.

»Bitte sehr.« Er sprach mit einem Akzent, den William nicht einordnen konnte.

»Danke schön«, sagte Anna.

Ein Nicken.

Im zweiten Stock öffnete sich die Tür, und der Mann bedeutete ihnen erneut mit ausgestreckter Hand, sie mögen vorangehen. William nickte ihm zu. Dann folgten er und Anna dem langen dunklen Korridor zu den Räumen von Patel Designs.

Jatin Patel war ein interessanter Mann, ein Einwanderer aus Surat im Westen Indiens, dem Zentrum der dortigen – und inzwischen auch weltweiten – Diamantenverarbeitung. Als William und Anna hier einige

Wochen zuvor ihre Bestellung aufgegeben hatten, war Patel in Plauderlaune gewesen und hatte erzählt, dass die meisten Schmuckdiamanten der Welt dort geschliffen würden, in winzigen Werkstätten zweifelhaften Ursprungs, oft angesiedelt in Mietskasernen, heiß und schmutzig, mit mangelhafter Belüftung. Nur die wertvollsten Steine würden heutzutage noch in New York, Antwerpen oder Israel bearbeitet. Dank seines besonderen Geschicks sei es ihm gelungen, sich von den vielen Tausend anderen Schleifern in Surat abzuheben und genug Geld anzusparen, um in die Vereinigten Staaten auszuwandern und hier ein Geschäft zu eröffnen.

Er verkaufe zwar Schmuck und Diamanten an Endabnehmer – zum Beispiel an das baldige Ehepaar Sloane –, sei aber in erster Linie bekannt für das Schleifen hochwertiger Rohdiamanten.

Der Einblick in die Schmuckbranche hatte William bei diesem früheren Besuch regelrecht fasziniert. Ihm war zudem nicht entgangen, dass Patel bei manch harmloser Frage einsilbig reagierte und das Gespräch in eine andere Richtung lenkte. Offenbar besaß das Diamantengeschäft auch einige zwielichtige Seiten, über die lieber Stillschweigen bewahrt werden sollte. Man denke nur an die afrikanischen Blutdiamanten, die von Warlords und Terroristen zur Finanzierung ihrer schrecklichen Verbrechen genutzt wurden. (Der Prinzesssschliff, den William zu kaufen gedachte, war als ethisch einwandfrei zertifiziert. William fragte sich dennoch unwillkürlich, wie verlässlich diese Zusicherung sein mochte. Stammte denn der Brokkoli, den er gestern Abend gedünstet hatte, auch wirklich aus biologischem Anbau, wie das Schild im Laden behauptete?)

Er bemerkte, dass der Mann aus dem Aufzug an der Nachbartür von Patels Geschäftsräumen stehen blieb und die Klingel betätigte.

Demnach war mit ihm alles in Ordnung.

William schüttelte über sich selbst den Kopf und klingelte bei Patel Designs. »Ja?«, ertönte es aus der Gegensprechanlage. »Wer ist da? Mr. Sloane?«

»Ja, wir sind's.«

In diesem Moment kam William Sloane ein Gedanke. Wie in vielen alten Geschäftsgebäuden waren die Eingänge auf diesem Flur alle mit Oberlichtern versehen – waagerechten Fenstern über den Türen. Das

von Patel hatte man mit dicken Metallstäben gesichert. Gleichwohl konnte man erkennen, dass drinnen Licht brannte. Doch nebenan – wo der Mann aus dem Aufzug stand – war alles dunkel.

Dort hielt niemand sich auf.

Nein!

Von hinten näherten sich plötzlich Schritte. William keuchte erschrocken auf, fuhr herum und sah den Mann auf sie zustürzen, das Gesicht nun hinter einer Skimaske verborgen. Der Fremde stieß sie in den kleinen Raum, in dem Patel hinter einem Tresen saß. Dabei ging der Eindringling so grob vor, dass Anna stürzte und mit einem Aufschrei hart auf dem Boden aufschlug. William wollte eingreifen, erstarrte jedoch, als der Mann, der inzwischen auch seine Handschuhe trug, eine schwarze Pistole auf ihn richtete.

»O Gott, nein! Bitte!«

Trotz seines Alters und des stattlichen Bauches stand Jatin Patel flink auf und wollte anscheinend einen Alarmknopf drücken. Er schaffte es nicht. Der Mann sprang zum Tresen vor und hieb ihm mit der Waffe ins Gesicht. Es gab ein grauenhaftes Geräusch. William hörte einen Knochen brechen.

Der Diamantenhändler schrie auf. Patels ohnehin fahler Teint wurde noch etwas bleicher.

»Hören Sie«, sagte William. »Ich kann Ihnen Geld geben. Und Sie können unseren Ring haben.«

»Nehmen Sie ihn!«, rief Anna. Und zu Patel: »Geben Sie ihm den Ring. Geben Sie ihm alles, was er will.«

Der Mann holte abermals mit der Pistole aus und schlug sie Patel wieder und wieder ins Gesicht. Patel flehte ihn wimmernd um Gnade an und sackte hilflos zu Boden. »Sie können mein Geld haben!«, stammelte er. »Viel Geld! Was auch immer Sie wollen! Bitte, bitte hören Sie auf.«

»Lassen Sie ihn in Ruhe«, rief Anna.

»Maul halten!« Der Mann sah sich im Raum um und schaute auch kurz zur Decke. Eine Videokamera war auf sie alle gerichtet. Dann nahm er den Tresen in Augenschein, den Schreibtisch dahinter und mehrere dunkle Zimmer im Hintergrund.

William streckte dem Fremden eine offene Hand entgegen, um keine Bedrohung darzustellen, und ging zu Anna. Er legte ihr eine Hand um die Taille und half ihr auf. Sie zitterte.

Der Räuber riss das Kabel einer Lampe aus einer Wandsteckdose. Dann brachte er aus seiner Tasche ein Teppichmesser zum Vorschein und schob mit dem Daumen die Klinge heraus. Er legte die Pistole hin, trennte zwei lange Stücke von dem Kabel ab, reichte eines davon an Anna weiter und wies auf William. »Hände fesseln.« Wieder dieser Akzent. Europäisch? Skandinavisch?

»Mach es. Das geht in Ordnung«, forderte William sie mit sanfter Stimme auf. »Er hätte uns erschießen können«, fügte er flüsternd hinzu. »Aber das will er nicht. Fessle mir die Handgelenke.«

»Fest.«

»Ja.«

Anna gehorchte mit zitternden Fingern.

»Hinlegen.«

William ließ sich zu Boden sinken.

Na klar, der Kerl musste zuerst die größte Gefahr ausschalten – ihn. Dann fesselte der Fremde Anna, ohne dabei Patel aus den Augen zu lassen, und stieß sie neben William zu Boden, sodass sie Rücken an Rücken lagen.

Auf einmal durchzuckte William ein erschreckender Gedanke, kalt wie ein Schwall Eiswasser. Der Mann hatte vor dem Überfall die Skimaske aufgesetzt, um sein Gesicht vor der Kamera zu verbergen.

Doch anfangs hatte er keine Maske getragen. Weil er sicherstellen musste, dass die Kunden ihm Zutritt zu Patels Geschäft verschaffen würden. Wahrscheinlich hatte er auf ein Paar gewartet, dem er zu einem vielversprechenden Ziel für seinen Raub folgen konnte.

Die Überwachungskamera hier im Raum hatte sein Gesicht nicht erfasst.

Aber William und Anna konnten ihn beschreiben.

Und das konnte nur eines bedeuten. Der Räuber hatte sie gefesselt, damit sie sich nicht wehren würden, wenn er sie ermordete.

Der Mann kam nun näher, stand über ihnen und blickte auf sie herab.

»Hören Sie, bitte ...«

»Pssst.«

William schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Falls es denn sein muss, dann hoffentlich mit der Pistole. Das wäre schnell und schmerzlos. Er drehte den Kopf und warf mit Mühe einen Blick nach oben. Der Mann hatte die Waffe auf dem Tresen liegen gelassen.

Nun hockte der Kerl sich neben sie beide und hob das Teppichmesser.

William lag immer noch Rücken an Rücken mit Anna. Schluchzend streckte er eine Hand so weit wie möglich aus und tastete nach ihr. War das ihre linke Hand? Und hätte an dem Finger, den er nun streichelte, beinahe ein anderthalbkarätiger Diamant im Prinzessschliff gesteckt, mit nur winzigen Makeln und nahezu farblos?

So sah sein Leben aus.

Der heutige Tag war typisch. Um sechs Uhr morgens aufgestanden, an einem Samstag, ist das zu fassen? Seiner Mutter geholfen, die Vorratskammer und alle Küchenregale leer zu räumen, um sauber zu machen und neues Kontaktpapier auszulegen. Danach das Auto gewaschen – an einem so nasskalten, trostlosen Tag! Zum Abschied seine Eltern umarmt und dann mit der Bahn von ihrem Haus in Queens die ganze Strecke bis nach Brooklyn gefahren, um etwas für Mr. Patel zu erledigen.

Und schließlich mit einer anderen Linie nach Manhattan, wo die Steine darauf warteten, von ihm geschliffen zu werden. Er saß nun in einem der schaukelnden Waggonen auf dem Weg nach Norden.

Samstag. Wenn alle anderen zum Brunch gingen, ins Theater oder Kino ... oder ins Museum.

Oder in eine Galerie.

Das war einfach nicht fair.

Ach, er brauchte gar kein Unterhaltungsprogramm. Vimal Lahori hätte sich schon darüber gefreut – er hätte es sogar *vorgezogen* –, im klammen Keller seines Elternhauses in Queens bleiben zu können.

Doch das stand nicht zur Debatte.

Er wickelte sich fester in seine dunkelgraue Wolljacke und ließ sich dabei sanft von der U-Bahn wiegen. Der Zweiundzwanzigjährige war dünn und nicht groß. Er hatte seine Körpergröße von eins achtundsechzig schon in der Grundschule erreicht und ungefähr zwei Jahre lang all seine Klassenkameraden überragt, bis die anderen Jungen gleichgezogen oder ihn überholt hatten. Später auf der Highschool gab es unter seinen Mitschülern mehr Latinos und Südasiaten als

Schwarze oder Weiße, sodass er auch dort nicht zu den Kleinsten zählte. Was nicht hieß, dass er ungeschoren davonkam. Sein größtes Pech war, dass seine Familie aus Kaschmir stammte, jener Region, auf die sowohl Indien als auch das Nachbarland Pakistan Anspruch erhoben. Vimal war seines Wissens der einzige Junge, der wegen eines Grenzkonflikts Prügel bezogen hatte (ironischerweise von zwei schlaksigen Oberschülern, die ihren Religionen nach – der eine Moslem, der andere Hindu – eigentlich Erzfeinde hätten sein müssen).

Die Verletzungen waren aber nur geringfügig und der Streit bald darauf vergessen gewesen, hauptsächlich weil Vimal sich nie als überzeugter Kaschmiri gab (er hätte nicht mal sicher sagen können, wo genau die Grenzen dieses Landes seiner Vorfahren verliefen). Und was noch wichtiger war, er konnte auf dem Fußballplatz alle anderen schwindlig spielen. Gegen Ballkontrolle hat Geopolitik einfach keine Chance.

Die Bahn näherte sich mit kreischenden Rädern der Haltestelle an der Zweiundvierzigsten Straße. Es roch nach Abgasen und salziger Luft. Vimal richtete sich auf und schaute in die Papiertüte, die er bei sich trug. Sie enthielt ein halbes Dutzend Steine. Er nahm einen heraus, ungefähr so groß wie seine Faust, grau und dunkelgrün, durchzogen von Kristallen. Das eine Ende war flach, das andere gerundet. Jeder Stein der Welt, ob groß oder klein, konnte in etwas anderes verwandelt werden, und mit ein wenig Geduld und Überlegung würde der Künstler erkennen, was das wohl sein mochte. Doch dieser Fall war eindeutig: ein Vogel. Vimal sah sofort einen Vogel vor sich, der die Flügel an den Leib presste und den Kopf einzog, um sich vor der Kälte zu schützen. Die Rohfassung würde nicht mehr als einen Tag erfordern.

Aber nicht heute.

Heute war ein Arbeitstag. Mr. Patel besaß großes Talent. Viele hielten ihn für ein Genie, auch Vimal. Und weil Mr. Patel so brillant war, war er vermutlich auch so streng. Vimal musste den Abington-Auftrag erledigen. Vier Steine von jeweils etwa drei Karat. Das würde volle acht Stunden dauern, und der alte Mann – er war fünfundfünfzig – würde Vimals Ergebnisse immer wieder quälend lange

unter der Lupe begutachten. Um dann Nachbesserungen anzuordnen. Und auch diese nachbessern zu lassen.

Und wieder und wieder und wieder ...

Die Türen der U-Bahn öffneten sich, und Vimal legte den Stein zurück in die Papiertüte. *Einzelner Vogel, Januar* – so hätte er die Skulptur genannt, die es nie geben würde. Er trat hinaus auf den Bahnsteig und stieg zur Straße empor. Ein Gutes hatte der Samstag immerhin: Die meisten der orthodoxen Geschäfte waren geschlossen, und im Diamantenviertel ging es weit weniger hektisch zu als unter der Woche, zumal bei diesem scheußlichen Märzweather. Die emsige Betriebsamkeit dieser Gegend ging Vimal bisweilen gehörig auf die Nerven.

Als er nun in die Siebenundvierzigste Straße einbog, nahm seine Aufmerksamkeit ganz automatisch zu – so wie bei fast allen der vielen Hundert Angestellten hier, deren Arbeitgeber eher zurückhaltend um Kundschaft warben. Ja, in den Geschäfts- und Firmennamen war oft von »Juwelieren«, »Diamanten« oder »Schmuck« die Rede, doch die hochrangigen Anbieter sowie die wenigen bedeutenden Diamantenschleifer der Stadt neigten eher zu verklausulierten Bezeichnungen wie »Elijah Findings«, »West Side Collateral« und »Specialties In Style«.

Über die Tische dieser Geschäfte und Schleifwerkstätten wanderten an jedem einzelnen Tag des Jahres Diamanten und Edelsteine im Wert von mehreren Hundert Millionen Dollar. Und jeder auch nur halbwegs fähige Einbrecher oder Räuber dieser Welt war sich dessen bewusst. Hinzu kam, dass Edelsteine, Gold, Platin und fertige Schmuckstücke zumeist weder in gepanzerten Fahrzeugen transportiert wurden (weil es täglich zu viele einzelne Lieferungen gab, als dass ein solcher Aufwand sich gerechnet hätte) noch in Aluminiumkoffern, die jemand an sein Handgelenk kettete (denn das war viel zu auffällig, und eine Hand ließ sich – wie jeder Arzt bestätigen konnte – mit einer gewöhnlichen Bügelsäge in weniger als sechzig Sekunden abtrennen, von Elektrowerkzeug ganz zu schweigen).

Nein, man beförderte Wertgegenstände am besten auf genau die gleiche Weise wie Vimal in diesem Moment – zwanglos gekleidet

(Jeans, Joggingschuhe, Motto-Sweatshirt mit albernem Spruch, Wolljacke) und in der Hand eine fleckige Papiertüte.

Daher befolgte Vimal nun, was sein Vater – selbst ein ehemaliger Diamantenschleifer – ihm eingeschärft hatte, und ließ den Blick beharrlich in die Runde schweifen, ob jemand vielleicht argwöhnisch die Tüte anstarrte oder sich ihm näherte und dabei demonstrativ *nicht* hinsah.

Allzu große Sorgen machte er sich aber nicht, denn auch an weniger geschäftigen Tagen wie heute war Wachpersonal vor Ort, vermeintlich unbewaffnet, aber mit einem dieser kleinen Revolver oder einer kompakten Automatik im verschwitzten Hosenbund. Er nickte einer von ihnen zu, die vor einem Juweliergeschäft stand, einer Afroamerikanerin mit kurzem lilafarbenem und stark gekräuselterm Haar, das Vimal oft bestaunte; er hatte keine Ahnung, wie sie das hinbekam. In seiner eigenen Volksgruppe gab es mehr oder weniger nur eine Universalfrisur für alle (dichtes schwarzes Haar, gewellt oder glatt), und diese Frau machte großen Eindruck auf ihn. Er überlegte, wie ihr Kopf sich wohl in Stein abbilden ließe.

»He, Es«, rief er und winkte.

»Vimal. Am Samstag? Hat der Boss dir nicht freigegeben? So ein Mist aber auch.«

Er zuckte die Achseln und lächelte gequält.

Sie warf einen Blick auf die Tüte, in der sie womöglich ein halbes Dutzend von Harry Winston zertifizierte Steine im Wert von zehn Millionen vermutete.

Vimal war versucht zu behaupten, es seien bloß belegte Brote. Sie würde wahrscheinlich lachen. Doch in der Siebenundvierzigsten Straße hätte ein Witz irgendwie unangebracht gewirkt. Das Diamantenviertel war ein eher humorloser Ort. Der Wert der Steine und nicht zuletzt ihre narkotisierende Wirkung verliehen allen Geschäften hier eine gewisse Ernsthaftigkeit.

Er betrat nun Mr. Patels Gebäude. Den Zeitlupenaufzug nahm er nie – das Ding stamme aus dem magischen Fundus der Harry-Potter-Romane und lasse Sekunden zu Stunden werden, hatte er mal zu Adeela gesagt und sie damit zum Lachen gebracht. Stattdessen lief er geschmeidig die Treppe hinauf, als könne die Schwerkraft ihm nichts

anhaben. Der Fußballplatz hatte seine Beine und Lunge stark werden lassen.

Als er in den Korridor einbog, fiel ihm auf, dass es hinter vier der acht Oberlichter immer noch dunkel war. Wie so oft fragte er sich, weshalb Mr. Patel, der einen riesigen Haufen Geld besitzen musste, nicht irgendwo anders einen noblen Laden eröffnete. Vielleicht aus Sentimentalität. Die Firma war nun seit dreißig Jahren hier beheimatet. Damals hatte es auf der gesamten Etage nur Diamantenschleifer gegeben. Inzwischen war dies eine der letzten Werkstätten im ganzen Gebäude. Kalt an Tagen wie heute, heiß und staubig von Juni bis September. Und es roch hier muffig. Mr. Patel hatte keinen eigentlichen Verkaufsraum, und die »Werkstatt« nahm lediglich eines der drei Zimmer ein. Da er geringe Stückzahlen von umso höherer Qualität lieferte, benötigte er nur genug Platz für zwei Polier- und zwei Schleifmaschinen. Ein Umzug wäre jederzeit möglich gewesen.

Doch Mr. Patel hatte Vimal nie den Grund für seinen Verbleib genannt, denn er sagte praktisch kaum etwas zu ihm, abgesehen von Anweisungen, wie man den Reibstab halten musste, wie man die Steine für den Grobschliff in die Maschine einspannte und wie viel Diamantenstaub man mit Olivenöl mischte, um die Polierpaste zu erhalten.

Auf halbem Weg zur Tür hielt Vimal inne. Was war das für ein Geruch? Frische Farbe. Die Wände hier im Flur brauchten zwar eindeutig einen neuen Anstrich, und das schon seit Jahren, aber er konnte keinerlei Anzeichen für irgendwelche Renovierungsbemühungen sehen.

Schon unter der Woche war es schwer genug, die Hausverwaltung auch nur zu irgendetwas zu bewegen. Und dann war jemand ausgerechnet am Freitagabend oder Samstag hergekommen, um Malerarbeiten zu erledigen?

Er ging weiter. Die Oberlichter hier waren aus Glas, aber natürlich mit Gitterstäben gesichert. Vimal konnte anhand der Schatten erkennen, dass Mr. Patel offenbar gerade Kundschaft hatte. Vielleicht das Paar, das wegen eines besonderen Verlobungsrings zu ihm gekommen war. William Sloane und Anna Markam – er erinnerte sich an die Namen, weil die beiden so ausgesprochen nett gewesen waren

und sich sogar Vimal, dem kleinen Angestellten, vorgestellt hatten, als er ihnen bei ihrem letzten Besuch über den Weg gelaufen war. Nett, aber naiv. Falls sie das Geld, das sie für ihren anderthalbkarätigen Diamanten ausgaben, stattdessen irgendwo angelegt hätten, hätte es am Ende womöglich für die Studiengebühren ihres erstgeborenen Kindes gereicht. Aber auch sie waren wohl den Verlockungen des Diamantenmarketings erlegen.

Falls Vimal und Adeela je heirateten – was bisher noch kein Thema gewesen war, nicht mal annähernd –, würde er ihr zur Verlobung einen handgefertigten Schaukelstuhl schenken oder eine Skulptur für sie anfertigen. Und falls sie einen Ring wollte, würde er einen aus Lapislazuli schleifen, mit dem Kopf eines Fuchses darauf, denn das war aus irgendeinem Grund ihr Lieblingstier.

Er tippte den Code für das Türschloss ein.

Dann betrat er den Raum und erstarrte mitten in der Bewegung, keuchte unwillkürlich auf.

Schon im ersten Moment nahm er drei Dinge wahr. Erstens, ein Mann und eine Frau – William und Anna –, die seltsam verdreht am Boden lagen, als wären sie unter großen Qualen gestorben.

Zweitens, eine große, sich ausbreitende Blutlache.

Drittens, Mr. Patels Füße. Den Rest des Körpers konnte Vimal nicht sehen, nur die abgenutzten Schuhe, die reglos nach oben wiesen.

Aus der links vom vorderen Zimmer gelegenen Werkstatt kam eine Gestalt zum Vorschein. Der Mann trug eine Skimaske, zuckte vor Schreck aber sichtlich zusammen.

Weder Vimal noch er rührten sich.

Dann ließ der Eindringling den Aktenkoffer fallen, den er in der Hand hielt, und zog eine Pistole aus der Tasche. Vimal drehte sich instinktiv weg und hob beide Hände, als könne er der Kugel irgendwie ausweichen oder sie aufhalten.

Die Mündung blitzte auf, und der Knall war ohrenbetäubend. Ein stechender Schmerz fuhr durch Vimals Bauch und Seite.

Er torkelte zurück in den dunklen, staubigen Korridor und konnte plötzlich nur noch eines denken: Was für ein trauriger, erbärmlicher Ort zum Sterben.

Er war nicht rechtzeitig nach New York zurückgekehrt.

Zu seiner Enttäuschung.

Lincoln Rhyme steuerte seinen Rollstuhl Marke Merits Vision – grau mit roten Schutzblechen – durch die Vordertür seines Stadthauses am Central Park West. Jemand hatte mal angemerkt, der Ort lasse ihn an Sherlock Holmes denken – auf zweierlei Weise. Zunächst mal hätte der alte Sandsteinbau gut ins viktorianische England gepasst (er stammte aus jener Zeit), und außerdem war der ehemalige Salon des Hauses mit derartig vielen forensischen Instrumenten und Ausrüstungsgegenständen gefüllt, dass der britische beratende Detektiv schier vor Neid erblasst wäre.

Rhyme blieb am Eingang stehen, um auf Thom zu warten, seinen adretten, kräftigen Betreuer, der den behindertengerechten Mercedes Sprinter in der Sackgasse hinter dem Haus geparkt hatte. Als eine kalte Brise über seine Wange strich, wendete Rhyme den Rollstuhl und versetzte der Tür einen Stoß, um sie anzulehnen. Der Wind drückte sie wieder auf. Nach Jahren der Querschnittslähmung, die ihn vom Hals an abwärts beeinträchtigte, war Rhyme mittlerweile ziemlich geübt darin, all die Hightech-Hilfsmittel zu nutzen, die Leuten wie ihm zur Verfügung standen: Touchpads, Systeme zur Augen- und Sprachsteuerung, Prothesen und dergleichen. Dank operativer Eingriffe und einiger Implantate konnte er zudem den rechten Arm eingeschränkt bewegen. Doch viele altmodische mechanische Aufgaben, vom Schließen einer Tür bis – um irgendein beliebiges Beispiel zu wählen – zum Öffnen einer Flasche Single Malt Scotch, lagen buchstäblich außerhalb seiner Reichweite.

Gleich darauf traf Thom ein und machte die Tür zu. Er zog Rhyme die Jacke aus – der Kriminalist weigerte sich, eine Decke zu »tragen«, um sich zu wärmen –, und ging in die Küche.

»Mittagessen?«

»Nein.«

»Ich hab mich falsch ausgedrückt«, rief der Betreuer zurück.
»Gemeint habe ich: Was möchtest du zu Mittag?«

»Nichts.«

»Falsche Antwort.«

»Ich habe keinen Hunger«, murmelte Rhyme, nahm umständlich die Fernbedienung des Fernsehgeräts und schaltete die Nachrichten ein.

»Du musst etwas essen«, rief Thom. »Suppe. Heute ist es kalt draußen. Suppe.«

Rhyme verzog das Gesicht. Ja, sein Zustand war ernst, und manche Dinge, zum Beispiel Druck auf der Haut oder fehlende Erleichterung bei gewissen Körperfunktionen, konnten gefährliche Konsequenzen haben. Hunger stellte jedoch keinen potenziellen Risikofaktor dar.

Der Betreuer war ja so eine gottverdammte Glücke.

Dann stieg Rhyme auf einmal ein verlockender Duft in die Nase. Nun ja, Thom konnte wirklich gut kochen.

Er wandte seine Aufmerksamkeit dem Fernseher zu, den er nur selten nutzte. Meistens wollte er dann eine bestimmte Nachrichtenentwicklung verfolgen, so auch diesmal: Die Geschichte hatte mit seiner Enttäuschung zu tun, entstanden als Folge der Reise nach Washington D. C., von wo er und Amelia Sachs soeben zurückgekehrt waren.

Auf dem Bildschirm war aber kein Nachrichtensender, sondern ein Dokumentarkanal eingestellt. Im Augenblick lief ein Beitrag über wahre Verbrechen, allerdings mit Spielszenen. Der Bösewicht starrte finster in die Kamera. Die Polizisten schauten nachdenklich drein. Die Musik schwoll dramatisch an. Der Beamte der Spurensicherung trug am Tatort seine Armbanduhr *über* dem Handschuh.

Um Gottes willen.

»Hast du dir etwa diesen Mist angesehen?«, rief er.

Thom antwortete nicht.

Rhyme schaltete auf einen der Nachrichtensender um. Leider lief gerade kein Beitrag, sondern Werbung für verschreibungspflichtige Medikamente. Er hatte keine Ahnung, was das Zeug im Einzelnen bewirken sollte, aber es verwandelte die Schauspieler von trübsinnigen Greisen in fröhliche und anscheinend weniger alte Großeltern, die in der letzten Szene mit kleinen Kindern herumtollten, weil die Kann-nicht-mit-den-Enkeln-spielen-Krankheit geheilt war.

Dann übernahm ein Moderator, und nach einigen Meldungen aus der Lokalpolitik kam kurz die Geschichte zur Sprache, für die Rhyme sich interessierte: Es ging um ein Gerichtsverfahren, das derzeit im Eastern District von New York stattfand. Ein mexikanischer Drogenbaron namens Eduardo Capilla, besser bekannt als El Halcón, hatte den Fehler begangen, in die Vereinigten Staaten zu kommen, um sich hier mit einem ortsansässigen Vertreter des organisierten Verbrechens zu treffen und einen Drogen- und Geldwäscher aufzuziehen, dessen Aktivitäten sich noch um etwas Kinderprostitution und Menschenhandel erweitert hatten.

Der Mexikaner war ziemlich gerissen. Als mehrfacher Milliardär hatte er nur einen gewöhnlichen Linienflug in der Economyklasse gebucht, um legal nach Kanada einzureisen. Dort war er dann mit einer Privatmaschine bis zu einem Flugfeld kurz vor der Grenze gelangt. Von da aus hatte ein Hubschrauber ihn – illegal – zu einem verlassenen Landeplatz auf Long Island gebracht und war dabei wortwörtlich unter dem Radar geblieben. Die Stelle lag nur wenige Meilen von einem Lagerhauskomplex entfernt, den Capilla zu kaufen gedachte, um daraus, so nahm man an, die Zentrale seines US-Geschäfts zu machen.

Die Polizei und das FBI hatten jedoch von seiner Anwesenheit erfahren und ihn gemeinschaftlich dort abgefangen. Es gab einen Schusswechsel, bei dem der Lagerhausbesitzer und sein Leibwächter ums Leben kamen. Ein Polizeibeamter wurde schwer verwundet, und ein FBI-Agent trug ebenfalls Verletzungen davon.

El Halcón konnte verhaftet werden, sein amerikanischer Partner hingegen, mit dem er das Drogenimperium hatte aufbauen wollen, war zur Bestürzung der Staatsanwaltschaft nicht vor Ort gewesen und seine Identität blieb ungeklärt; der erschossene Lagerhausbesitzer erwies sich

lediglich als Strohmann. Alle weiteren Nachforschungen verliefen im Sande.

Lincoln Rhyme hatte inständig gehofft, zu dem Fall hinzugezogen zu werden, um die Spuren zu analysieren und als forensischer Sachverständiger vor Gericht auszusagen. Doch er hatte zuvor bereits Termine mit einem halben Dutzend hochrangiger Beamter in Washington vereinbart, und so war ihm und Sachs nicht anderes übrig geblieben, als die ganze Woche dort zu verbringen.

Ja, er war enttäuscht. Er hätte wirklich gern geholfen, El Halcón hinter Gitter zu bringen. Aber es würde andere Fälle geben.

Zufälligerweise klingelte genau bei diesem Gedanken sein Telefon, und die Kennung des Anrufers deutete womöglich darauf hin, dass Rhymes Wunsch erfüllt werden könnte.

»Lon«, sagte er.

»Linc. Schon zurück?«

»Ja, gerade erst. Hast du was Verwicktes für mich? Was Interessantes? Eine *Herausforderung*?«

Detective First Grade Lon Sellitto war damals beim NYPD Rhymes Partner gewesen, doch heutzutage unternahmen sie kaum noch etwas gemeinsam und telefonierten auch nie miteinander, um einfach nur zu plaudern. Ein Anruf von Sellitto bedeutete für gewöhnlich, dass er Hilfe bei einem Fall benötigte.

»Keine Ahnung, ob es diesen drei Kriterien genügt. Aber ich hab eine Frage.« Der Detective schien außer Atem zu sein. Vielleicht wegen eines dringenden Falls, vielleicht aber auch, weil er sich gerade einen Karton Donuts geholt hatte.

»Und die wäre?«

»Was weißt du über Diamanten?«

»Diamanten ... Hm. Mal sehen. Ich weiß, dass sie Allotropien sind.«

»Sie sind *was*?«

»Allotropien. So nennt man ein chemisches Element, das in mehr als einer Form existiert. Kohlenstoff ist geradezu ein Musterbeispiel dafür. Ein Superstar in der Welt der Elemente, wie sogar du wissen dürftest.«

»Sogar ich«, knurrte Sellitto.

»Kohlenstoff kann als Graphen auftreten, als Fulleren, Graphit oder Diamant. Es kommt darauf an, wie die Atome angeordnet sind.

Graphit hat eine hexagonale Kristallstruktur, Diamanten eine kubische. Das klingt nach nicht viel. Aber es bedeutet den Unterschied zwischen einem Bleistift und den Kronjuwelen.«

»Linc, tut mir leid, dass ich gefragt habe. Ich hätte so anfangen sollen: Hast du schon jemals Ermittlungen im Diamantenviertel durchgeführt?«

Rhyme dachte an seine Zeit als Detective zurück, als Leiter der Spurensicherung des NYPD und dann als freier Berater. Manche der Fälle hatten mit der Gegend um die Siebenundvierzigste Straße in Midtown zu tun gehabt, aber bei keinem war es um Diamantengeschäfte oder – händler gegangen. Er teilte es Sellitto mit.

»Wir könnten etwas Hilfe gebrauchen. Ein aus dem Ruder gelaufener Raubüberfall, wie es aussieht. Mehrere Tote.« Eine Pause. »Und noch anderer Scheiß.«

Was eher kein kriminalistischer Fachbegriff war, stellte Rhyme fest. Er war neugierig.

»Bist du interessiert?«

Da der El-Halcón-Fall ihm durch die Lappen gegangen war, lautete die Antwort Ja. »Wie schnell kannst du hier sein?«, fragte Rhyme.

»Lass mich rein.«

»Was?«

Aus dem vorderen Korridor ertönte ein lautes Hämmern. »Ich bin hier draußen«, sagte Sellitto am Telefon. »Um dich notfalls zu diesem Fall zu überreden, ob du willst oder nicht. Na los, mach schon die verdammte Tür auf. Die Kälte fühlt sich an, als hätten wir Januar.«

* * *

»Möchten Sie Suppe?«, fragte Thom, nahm Lon Sellitto den graubraunen Mantel ab und hängte ihn auf.

»Nein. Halt, was denn für eine?« Sellitto hatte den Kopf gehoben, als wolle er dem Duft nachschnuppern, der aus der Küche herüberzog.

»Tomatencremesuppe mit Shrimps. Lincoln isst auch eine Portion.«

»Nein, esse ich nicht.«

»Doch, isst er.«

»Hm.« Der stämmige und zerknitterte – was seine Kleidung meinte, nicht den Mann – Lon Sellitto hatte schon immer Gewichtsprobleme gehabt, zumindest seit Rhyme ihn kannte. Vor einer Weile hatte ein Verbrecher, den er und Rhyme jagten, ihn vergiftet und beinahe getötet, wodurch er sehr stark abnahm. Ein dürrer Lon Sellitto war jedoch ein beunruhigender Anblick, und der Detective arbeitete derzeit daran, wieder zu alter Form zurückzufinden. Rhyme freute sich, als er nun sagte: »Okay.«

Außerdem würde es ein wenig von ihm selbst ablenken. Er hatte nämlich keinen Hunger.

»Wo ist Amelia?«, fragte Sellitto.

»Nicht hier.«

Amelia Sachs war in Brooklyn, wo sie in der Nähe ihrer Mutter wohnte. Rose hatte ihre Herzoperation zwar gut überstanden, doch Sachs schaute dennoch häufig bei ihr vorbei.

»Noch nicht.«

»Wie meinst du das?«, fragte Rhyme.

»Sie ist unterwegs. Müsste bald eintreffen.«

»Hier? Hast du sie angerufen?«

»Ja. Oh, das riecht aber gut. Kocht er oft Suppe?«

»Du hast also entschieden, dass wir an diesem Fall arbeiten werden?«, fragte Rhyme.

»Gewissermaßen. Rachel und ich machen uns oft nur eine Dose auf. Campbell's oder so.«

»Lon?«

»Ja, ich habe es für euch entschieden.«

Die Suppe kam. Zwei Schalen. Rhyme bekam seine auf das kleine Tablett an seinem Rollstuhl gestellt. Sellitto setzte sich an einen der Tische. Rhyme sah genauer hin. Das roch *wirklich* gut. Vielleicht hatte er ja *doch* Hunger. Thom lag mit seiner Einschätzung meistens richtig, wenngleich Rhyme es nur selten zugab. Der Betreuer bot an, ihn zu füttern, doch Rhyme schüttelte ablehnend den Kopf und versuchte es selbst. Suppe stellte für seine zittrige rechte Hand eine schwierige Aufgabe dar, doch er schaffte es, ohne zu kleckern. Zum Glück konnte er Sushi nicht ausstehen; Essstäbchen wären dann doch zu kompliziert gewesen.

Er nickte in die Richtung des Metallstücks. »Das ist kein Zünder. Diese Feder stammt aus einer Armbanduhr. Und die Strahlung hat nichts mit einer schmutzigen Bombe zu tun, sondern dürfte von dem Radium der Leuchtziffern herrühren. Der Mann, den der AIS im Verdacht hat ... und der Mann, der angeheuert wurde, um einen Fluchtplan für El Halcón zu entwerfen, sind ein und dieselbe Person. Er hat ein Hobby. Er baut Uhren.«

»Rhyme, nein!«

Der Gesuchte war niemand anders als Charles Vespasian Hale, der oft auch unter dem weniger auffälligen Pseudonym Richard Logan agierte. Rhyme dachte an ihn jedoch stets nur unter seinem Spitznamen: der Uhrmacher.

Er schloss nun kurz die Augen und erinnerte sich, dass er noch vor ein paar Tagen gefolgert hatte, der Plan von Täter 47 könne es bei aller Raffiniertheit nicht mit Hales Brillanz aufnehmen. Nun, da er wusste, dass Krueger und seine Taten lediglich ein Rädchen im Getriebe des größeren Vorhabens gewesen waren, sah die Einschätzung schon ganz anders aus.

»Rhyme«, sagte Sachs. »Letemps – das ist französisch für ›die Zeit‹.«

Er lachte auf. »Er hat Verbindungen nach Mexiko. Weißt du noch, vor einigen Jahren? Der Uhrmacher wurde von einem der Kartelle angeheuert. Es ging um einen Mordanschlag, falls ich mich recht entsinne. Carreras-López muss also von ihm gewusst haben und hat ihn beauftragt, seinen Mandanten aus dem Gefängnis zu holen.«

»Glaubst du, er wird sich melden?«, fragte Sachs. »Ich würde eher davon ausgehen, dass er das Telefon in die Seine geworfen hat, sobald der Plan gescheitert war.«

Doch Rhyme wusste, dass dem Telefon nichts geschehen war. Der Uhrmacher hatte es nur aus einem einzigen Grund behalten.

Höchstens zehn Minuten später meldete Rhymes Apparat den Eingang mehrerer Textnachrichten auf einmal.

Hallo, Lincoln. Es ist schon eine Weile her. Aber es geht Ihnen gut, soweit ich weiß. Ach, ich habe befürchtet, dass dies passieren könnte. Ich wollte die Flucht von El Halcón irgendwo anders inszenieren,

nur nicht in New York, denn das war ja mitten in Ihrem Revier. Leider war El Halcón ortsgebunden – und damit auch mein Plan. Und Brooklyn war die einzige schwache Stelle im Sicherheitsnetz. Daher habe ich mich nach Kräften bemüht, Sie mit meinem Plan an der Nase herumzuführen, aber wir wissen ja, wie das ausgegangen ist. Ich habe für den Job einen Vorschuss erhalten, doch dank Ihnen entgehen mir nun drei Millionen Dollar Honorar. Aber das ist mir nicht so wichtig. Mir macht allerdings Sorgen, welchen Schaden mein Ruf nehmen könnte. Es wird sich herumsprechen, und die Leute denken womöglich: Vielleicht ticken seine Uhren nicht mehr so präzise wie früher. Auch eine Uhr, die lediglich eine Tausendstelsekunde im Jahr verliert, geht falsch. Die Zeit ist absolut. Das darf nicht noch einmal geschehen. Unser nächstes Zusammentreffen – und es wird eines geben, das verspreche ich Ihnen – wird zugleich unser letztes sein. Leben Sie also vorerst wohl, Lincoln. Ich lasse Sie mit einem Gedanken zurück, der Ihnen hoffentlich manch schlaflose Nacht versüßen wird: Quidam hostibus potest neglecta; aliis hostibus mori debent.
Ihr Charles Vespasian Hale

Rhyme war kein Fachmann für Latein, doch die Übersetzung fiel ihm nicht schwer:

Manche Feinde kann man ignorieren; andere Feinde müssen sterben.

Er las den Text ein weiteres Mal – um zu überprüfen, ob es darin Hinweise auf den gegenwärtigen oder zukünftigen Aufenthaltsort des Uhrmachers gab. Vergeblich. Und nun würde das Telefon tatsächlich zerstört worden sein. Er wies Cooper an, sein eigenes Smartphone auszuschalten, den Akku zu entfernen und es wegzuwerfen. Danach sollte er den Mobilfunkanbieter verständigen und die Nummer sperren lassen.

Rhyme fuhr zum Festnetztelefon und sprach dort in das Mikrofon.

»Kommando, Telefon, Anrufen. Daryl Mulbry. AIS.«

Die Tonwahl verwandelte die Nummer in eine kurze Melodie.

Es klingelte zweimal. Dann meldete sich die sachliche Stimme einer Frau. »Ja?«

»Daryl Mulbry, bitte.«

»Das tut mir leid. Er ist derzeit nicht zu sprechen.«

»Es ist wichtig.«

»Ich werde dafür sorgen, dass er Ihre Nachricht erhält. Wenn Sie so
...«

»Bitte sagen Sie ihm, dass Lincoln Rhyme für ihn anruft.«

Eine Pause. »Einen Moment, Sir. Ich hole ihn.«

DANKSAGUNG

Vielen, vielen Dank an das Team: Will und Tina Anderson, Cicely Aspinall, Sophie Baker, Felicity Blunt, Penelope Burns, Giovanna Canton, Francesca Cinelli, Lucia Covi, Jane Davis, Julie Deaver, Andy Dodd, Jenna Dolan, Cathy Gleason, Jamie Hodder-Williams, Kerry Hood, Emma Knight, Carolyn Mays, Meriam Metoui, Wes Miller, Claire Nozieres, Hazel Orme, Abby Parsons, Seba Pezzani, Michael Pietsch, Betsy Robbins, Lindsey Rose, Katy Rouse, Roberto und Cecilia Santachiara, Deborah Schneider, Vivienne Schuster, Kallie Shimek, Louise Swannell, Ruth Tross, Madelyn Warcholik.